

Uebersicht: James Brooke, der Hengist unserer Tage, und das Piratenthum im östlichen Archipelagus. (Fortsetzung.) — Die Gesellschaft im heutigen Frankreich. — Die musikalische Zensur II. — Literatur und bildende Kunst. — Miscellen.

James Brooke,

der Hengist unserer Tage, und das Piratenthum im östlichen Archipelagus.

(Fortsetzung.)

Die Häuser der indo-chinesischen Meere gleichen vollkommen denen früherer Jahrhunderte an den Gestadlandschaften des Ost- und Nordsee. Auch sie sind zu einer ständigen Erdrung verbunden und betreiben die Schifffahrt nach bestimmten Normen. Gewisse Monate gehören den Vorbereitungen zur Vertheilung der Waaren und Lebensmittel. Die Seefahrer der östlichen Insel, bei den stolzen Ehrennamen Natan und Bulan, Sonne und Mond, glänzender Stern und heftigste Kraft heißen, bestimmen die von den regelmäßigen Winden jener Gegend geleitete Richtung des Jages — der Süd- und Nordwind heißt auf Bornoe der Piratenwind — bestimmen die Vögel und Schlangen, wo der Raub gebohren, wo die Gefangenen verkauft werden. Dies geschieht gewöhnlich in Caen unter Herrschaft der Häuptlinge, welche sich einer Abkennung vom Piratenthum berühen und deshalb Schiffe heissen. Die Piratenflotten sind doppelter Art. Sie gehen bald wie die, nach ihrer Heimat sogenannten Alamin und Balagint, zwischen Bornoe und den Philippinas — Alamin ist eine Rucht der Insel Magindano — in großen, hart bemanneten und schwerbewaffneten Schiffen auf lange Fahrten, bald machen sie auch in kleinen schnell segelnden Booten, wie die Dajal und Badidun, mit geringer Mannschaft kurze Ausflüge. Die Badidun sind, so lautet wenigstens eine Sage, mit vielen anderen Völkern der Malaien und Eugis einigend von Menangkabo auf Sumatra ausgewandert. Gsa oder Manassar auf Celebes ward ihnen angewiesen; doch fanden sie das Rand zu enge und überzogen zögernd die benachbarten Gewässer. Sie haben eine besondere Sprache und schreiben eine eigene Schrift. Die großen Flotten haben nicht selten 2 bis 3000 Mann an Bord; sie sind mit Schießgewehren aller Art reichlich versehen und lassen verpöthete Pfeile vermittelst Rohre, die sie Samantan nennen. Der Beginn der Raubfahrt wird ringum im Lande durch Schläge und Gesänge angekündigt, jede Gemeinde liefert bestimmten Jazug oder zahlt als Wehlohe für den Mann 30 bis 40 Gulden.

Die Piratenflotten sind die Zucht der einheimischen Raubfahrer; selbst mehrere europäische Schiffe haben sie im offenen Kampfe gewonnen. Ohne Beilegung dieses Uebels ist ausgebreiteter Handel, ist Verbreitung europäischer Kultur nicht möglich. England und die Niederlande haben sich, vermöge einer Bestimmung im Handelsvertrag von 1824, zur Ausrottung des Raubwesens verbunden. Letztere haben als kleinster Sparmassel ihre Verpflichtung nur mangelhaft erfüllt; England hingegen die Aufgabe in großem Maßstabe aufgefaßt und zum Theil wenigstens gelöst. Kriegsschiffe erhielten Stationen in den indo-chinesischen Gewässern angewiesen, und von Zeit zu Zeit gegen ganz Schwadronen gegen die Seeräuberflotten, um das Unheil vom Grund auszurotten. Sir James Brooke tritt nun als englischer Radschah von Sarawak mit den Capitänen dieser Kreuzer in Verbindung, und sie haben sich, wohl nicht ohne Weisung der heimatischen Regierung, allen seinen Wünschen bereitwillig gefügt. Diesem Umstande verdanken wir die Reiseberichte der Capitäne Keppel und Mundy, welche außer den Tagebüchern des „großen Mannes“, wie Herr Brooke bei den Eingebornen heißt, noch vielen anderen lehrreichen Stoff enthalten. Capitän Keppel vermischt die von Schrift regierten Dajal längs der beiden Flüsse Sarawak und Saratan. Admiral Goddard erobert Brune, Capitän Mundy zerstört die Dörfer Alom und Garowah, rückt zum zweitenmale die Seefahrt von Sarawak und Saratan, — und dies Alles geschieht auf Betrieb des englisch-malaysischen Radschah.

Was Brooke bis dahin vollbracht, hatte er als Privatmann zu Stande gebracht. Die heimatische Regierung benahm sich, gleichwie bei Rakfles, äußerst vorsichtig und mißtrauisch; sie folgte lange, dem stolzen thätigen Manne eine amtlische Stellung anzuweisen. Man wollte im voraus der Sache ganz sicher sein. Hier es: hier ist eine herrliche Insel, reich an Erzeugnissen jeder Art, England hat bereits großen Einfluß und kann mit leichter Mühe noch mehr erwerben, so lautet die Antwort: was werden wir dabei gewinnen? Brooke entgegnete: zwar nicht man alle Hilfsquellen kennen, dann erst mag von Gewinn die Rede sein. Was wird dies kosten? sprachen sie wiederum, und so ging es fort mit anderen zahllosen Fragen und Schwierigkeiten. Der kühne Seefahrtsweg war entschlossen, wenn die englische

Regierung ihn endlich abweisen sollte, sich an die Spitze der Dajal zu stellen und einen selbstständigen Staat auf Bornoe zu gründen.

Brooke hielt es für angemessen, Sarawak immer noch im Namen des schwachmüthigen Rada Haffim regieren zu lassen. Der Malane, welcher sich wohl lieber selbst beim Seeraub betheiligte, mußte Briefe unterzeichnen, worin die Engländer zur Vermeidung des Piratenthums aufgefordert wurden. Er mußte Schreiben abgeben lassen, um sich zahlreiche Hilfe gegen das schreckliche Raubwesen anzubieten. Tiefe Gefühle dienten zum Verwund an einer Seelandschaft. Herr Brooke wird zum geheimen Agenten der britischen Majestät auf Bornoe ernannt und erhält den Auftrag, die Antwort des Aberdens dem Sultan und Rada Haffim persönlich in Brune zu überreichen (Jahrbuch 1845). Der Radschah war nämlich sammt der ganzen Familie schon vor längerer Zeit nach der Reichshauptstadt übersiedelt und hatte dem Engländer die Regierung überlassen, welcher nach Verleihen im Lande Sarawak fiskalisierte.

Um dieselbe Zeit wünschte Großbritannien noch einige Zwischenstationen auf der Verkehrsstraße von Indien nach China, nach Neufeland und den andern australischen Besitzungen in den südasiatischen Gewässern zu erwerben. Im Frieden zu Hanking (15. September 1842) war nämlich Hongkong abgetreten und hiemit der Grund zu einem künftigen anglo-chinesischen Handelsvertrage gelegt worden. Sie bedürften sich der neueringerichteten Dampfschiffahrt wegen einiger Niederlage, wo man auf der Reise von Bombay und Ceylon nach Hongkong mit Schatzkassen landen und auf allen Bedarf, namentlich Kohlen, mit Sicherheit rechnen konnte. Solche neue Niederlassungen sollten zu gleicher Zeit als Stapelorte eines erweiterten Handelsverkehrs im östlichen Archipelagus dienen. Die Wahl schwankte lange zwischen den Inseln Kabuan und Palambangan, an der nordwestlichen und nördlichen Küste Bornoes, wo die englisch-siamische Compagnie bereits früher (1774, 1775 und 1803) Niederlassungen begründet und diese freiwillig, trotz erzwungen wieder aufgegeben hatte. Der Zustimmung des malayischen Herrschers von Brune war man sicher, im Nothfalle konnte sie auch mit leichter Mühe erzwungen werden. Eine Rundschafterfahrt des geheimen Agenten an den Hof des Sultans (1844) gab für Kabuan, seines Klimas und seiner centralen Lage wegen, den Ausschlag. Auch fanden sich hier, wie längs der gegenüberliegenden Küste Bornoes, reiche Kohlenlager, welche reichlich für den Export geeignet waren. Die Schifffahrt in den indo-chinesischen Gewässern und dem stillen Ocean, — dies ist ja nur ein Anfang. Später konnten auch Palambangan und noch andere Inseln colonisirt werden, bis man endlich das so umflossene große Land Bornoe selbst in Angriff nehmen und, im östlichen Archipelagus, ebenfalls den überwindenden Einfluß Englands begründen würde. Gerecht ist doch Kabuan in einem Umfange von 40 englischen Quadratmeilen und beherbergt alle Nordwestküsten Bornoes. „Mit dem Gebiete von Brune wird ein Abkommen getroffen; er solle und wolle auch, so heißt es in den englischen Berichten, — die malaysischen mögen ganz anders lauten, — für eine genügende Entschädigung die Insel an Großbritannien abtreten.“

Mitten unter tiefen litigen, gewaltigen Getriebe fielen zu Brune Ereignisse vor, wie nicht selten an barbarischen Höfen. Rada Haffim, mehrere seiner Kinder und Verwandte, dann andere Freunde der Engländer wurden auf Befehl des Sultans ermordet. Auch Herrn Brooke fiel man, so wie wenigstens angegeben, an dem Buge zu räumen. Der Sultan und die Großen streben die ehemalige Selbstständigkeit wieder zu erlangen. Und wer könnte sagen, hätten sie nur die Hand gehabt, sie seien nicht in ihren vollen Rechte! Die Malaien verfahren gegen die eindringenden Fremden, die ihnen als eine neue Gattung Räuber erschienen, in Wahrheit auch nicht anders verfahren konnten, und gegen deren Freunde, gleichwie die Engländer selbst mit dem Piratenthum der Balagint und Dajal, die Unterthanen des Reiches Brune. Von Verrath und Treulosigkeit kann hier nichts die Rede sein. Gewaltthätigkeit und Hinterlist sind in gleichem Grade bei den Europäern wie bei den Malaien. Verhältnisse dieser Art werden durch Macht entschieden; der Gott der Gerechtigkeit sieht immerdar der Macht zur Seite.

Herr Brooke schreibt aus Singapur: „die Sicherheit in Sarawak sei gefährdet, Sultan Omar zu Brune habe seine Waaren ausführen lassen und dreizehnen Engländern Tod und Verwundung; einige Hindu, britische Unterthanen, waren bereits gefangenommen und in harter Gefangenschaft gehalten. Seld ich zu Beginn, sagt man dazu, mühe alsobald und in scharfer Weise geschützt werden.“ Admiral Goddard (Goddard) scheint schnell mit zahlreichen Schwadronen nach Sarawak, nimmt den geheimen Agenten an Bord und fährt nach Brune, um, wie die europäischen Absicht lauten, Erklärungen zu fordern. Die Antwort genügt nicht, und sollte wohl nicht ge-

nügen. Der Krieg beginnt. Die Wagen und Batterien längs des Flusses werden durch schweres Geschütz und durch andere künftliche Vertheidigungswerke der Civilisation schnell zum Schweben gebracht, und die Engländer besetzen das vom Zulfan und allen Verbrennen verlassene Brum (8. Juli 1846). Die Merdinstrumente hatten so fälschlich unter den Malaien gewirkt, daß alle einschüchtelnden und einschüchternen Gesellen getödtet, und die unter dem Schutze des Feindes heimkehrenden Verbrenner vollkommen rathlos und gar nicht im Stande waren, eine provisorische Regierung einzurichten. Bei solchen Umständen gestattete man dem städtigen Zulfan gerne die Rückkehr. Ueberdies schreibt Omar, der Nachkomme des einmüthigen so mächtigen, im dreizehnten oder fünfzehnten Jahrhundert gegründeten Königreichs, daß demüthige Briefe noch allen Richtungen und verspricht unbedingten Gehorsam für alle Zukunft. Seit der Zeit ist der Zulfan von Brum, nach Weise so vieler anderen indischen Fürsten, ein willenloses Werkzeug in den Händen britischer Agenten.

(Schluß folgt.)

Die musikalische Saison.

Paris, im Januar. Die sociale Bewegung hat die politische in Frankreich zerrieben. Nicht der Drang nach politischer Freiheit, noch nach Nationalismus ist es mehr, welcher die Massen durchzieht; „Arbeit und Brot“ ist die Losung geworden. Die unterste, die gefährlichste Schicht hünmet sich wenig, ob King oder King Minister ist, ob eine Adressdebatte stattfindet oder nicht. Sie hat die sogenannten politischen Celebritäten nie gekannt; sie ist jetzt, wo nicht mehr die Rede von ihnen ist, so gleichgültig gegen sie geworden. Kaiserthum, Königthum, Republik gilt ihnen gleich. Von der letzten haben sie vorzüglich im Gedächtniß behalten, daß sie von derselben mit Rastlosigkeit behandelt wurden. Die Namen der republikanischen Generale sind ihnen so ziemlich geläufig, etwa wie die des „Welt sei und.“

Die Mittelklasse enthält die eigentlichen Partei-Elemente. Da wir fremd bist, contrist, da werden Wege gemacht und Betrachte gehalten. Parallelen zwischen Geist und Zeit gezogen: aber Niemand zittert mehr als diese Schicht bei dem Worte Revolution; sie schlägt dabei sechs Mal das Kreuz und zittert vor der Idee, man könnte wieder an die Thüren um Wasser klopfen. Sie tadelt Alles, aber fürchtet, daß ja etwas unlaufs angründet würde. Wollte ihr der Kaiser Napoleon den Apparat schenken, der unter Ludwig Philipp bestand, so würde sie sich dafür zwar nicht bedanken, aber es wäre ihr lieb; doch daß Barricaden die Straßen sperren, die Geschäfte stillstehen, und Pedru-Mollin, E. Place re. wieder kommen, das ist ihr nicht zu gefallen.

Die oberste Klasse, jene der haute finance und der haute science, sind zwar bis auf eine ganz kleine Gruppe in der schärfsten Opposition. Diese Leute haben aber selbst keine harten Hände, um das Straßensplatter aufzuweisen; und um es aufzuweisen zu lassen, fehlen ihnen die Mittel, selbst ihnen der Einspruch. Die Gleichheit ist in Frankreich so tief in die Massen gedrungen, daß ihnen weder höhere Geistesbildung noch irgend eine höhere bürgerliche Stellung impenit. Nur die Macht hat noch ein Präbium, das blendet. Gleichsamkeit und Reichthum ziehen sich noch mehr auf sich zurück, bleiben in sich geschlossen, um dem oft nicht sehr angenehmen Contact untergeordneter und sich dennoch ebenbürtig gebender Elemente zu entgehen; aber sie werden dadurch zu einer abgegrenzten Welt, die auf die Menge ohne Einspruch bleibt. Lieber allen Celebritäten seit 30 Jahren insofern es nicht durch militärischen Ruhm ausgezeichnete Namen sind, ist Mos gewachsen. Man hat aufgehört von ihnen zu reden.

Die Agitationsmittel einer kleinen blauen Presse, der öffentlichen Rede, der Versammlungen könnte freilich leicht allen diesen Elementen Erhebung, Richtung, Bewegung nach politischen Zwecken hin geben, sie einigen und gewaltige Stöße hervorrufen, aber die Regierung hat sich dieser Hebel bemächtigt. Die Elemente des Gegensatzes sind zerstreut, aufgelöst; die Regierung hat nur zu wachsen, daß sie sich nicht wieder zu einer Masse einigen. Das Feuer ist erloschen, die Brande gerichtet, die Regierung des Kaisers Napoleon hat sich nur die Mühe zu geben, das Zusammentragen derselben zu einem neuen Brande zu verhindern, und dieses ist so schwer nicht. Regiert ein fröhlicher Arm in Frankreich und versteht er es, nicht nur das Feuer zu löschen, sondern auch das Entzünden derselben zu verhindern, so kann sich der gegenwärtige Zustand so lange halten, bis eine neue Generation in neuen Ideen, mit neuen Begriffen aufgewachsen ist; über diese Zeit aber hinaus ist Menschen zu rechnen nicht gegeben.

Die musikalische Saison.

II.

L. Sp. Wien, Anfangs Januar. Eigentlich gedachten wir dieses laufenden Winter hindurch keine Schwelle irgendwelchen Concertsaales zu überschreiten und unser Ohr überhaupt jedweden musikalischen Genuße zu verschließen, es wäre denn gewesen, daß uns eine Beehrung solche Symphonie

allzumächtig geleitet, daß uns eine Oper von Mozart ins Theater gezogen, daß uns die faszinierenden Rhythmen eines Straßensängers Walzer den lächerlichen Fuß ohne Einwilligung des betreffenden Eigenthümers tanzen ließ gehoben hätten. Und da es nun der Himmel einmal alle gestift, daß in ganz Wien kein Sterblicher den Ausdrucksgeheimnissen der Tonkunst zu entrinnen vermag, so hätte unser beschriebener Sinn es sich genügen lassen an den süßen Klängen der Dreherorgel, die uns ja förmlich ins Haus getragen wird, wie etwa Holz und Milch und sonstiger Hausbedarf. Ausgedehnt würde uns vielleicht ein zimmerndarstellbarer Glorietempel mit Vespertönen aus den neuesten Bed'ischen Opern auf dem Kaufmann erhalten, und ein anderer gefälliger Nachbar, der tagtäglich um die Zeit der Abenddämmerung gar inermüßlich die Flöte zu blasen beginnt, dafür geriet haben, daß unsern musikalischen Gedächtnis auch nicht das Alte und Gelegene entfallen wäre, wie zum Beispiel, der liebe Augustin und das rührende Lied: „Guter Mond, du gehst so stille“ u. s. f. Zum Ueberflus hätte eine etwa noch gähnende Lücke die Zwischenactmüll im Burgtheater ausfüllen können, die Herr Titl mit einer nie genug bewunderten genialen Schläfrigkeit und schlaftrigen Genialität dirigirt. Jedenfalls waren wir tief enttäuscht, keinen musikalischen Genuß mehr aufzufinden, und zumal den fahrenden Männern und weiblichen Aepeln der Tonkunst, dieser schwärmenden und furenden Hufschredenplage der Kunst, auf vorrührte aus dem Wege zu geben. Zu diesem mannhaften Einspruch bewegen uns die bedenklichen Nachwehen, welche ein allzumächtigster Genuß der jüngst verwichenen musikalischen Saison in unserem Gemüthe zurückgelassen. Den Rest — um es ausdrücklich herauszusagen — den Rest hat uns vollends die lange Reihe von italienischen Opernvorstellungen im vergangenen Frühjahr gegeben. Der Frühling, der sich brisanten Gemüthen allezeit so heilsam ereignet, hat uns diesmal mit seinen wälschen Nachtgallen den leidigen Trübsinn in die Seele geschungen. Wären nicht Philosophie und Wein, uns hätte bange werden können um Verlauf und Folgen dieses musikalischen Ziechtums.

So fand unser Gedächtnis; allein weibliche Öster gedachten es anders zu lenken. Die Einladung, welche wir von den gegenwärtigen Vätern erhielten, die Beiderhaltung über Musik für dieselben zu übernehmen, entzog uns aufs Neue unserer tonlosen Ruhe, und warf uns wieder hinaus auf die offene See, in das Gedränge musikalischen Vogenflugs, auf die horizontal sich ausbreitenden Bahnen des wunderbaren Klanglements, und wir beiseigen wieder unser künftiges Fahrzeug, um die halbjährige Winterrast anzutreten und seinen Sinnes verbergsen an dem blumeneichen im glühenden Glanz, die wir malen zauberndes fügen und den arselosen Räbrmann mit veränderten Gesang in ihre Rege so losen trafen. Ach, daß wir nie nötig hätten, als umgekehrter Drosseln die rheumatischen Füße um Wachs zu bitten, um damit unsere misshandelten Ohren zu verweilen!

Leider haben wir unsere Fahrt ein wenig zu spät angetreten, und sind dadurch einiger Genüsse verlustig gegangen, die, wenn man sich vorhängende Urtheile hört, ebenfalls den ebelsten der schwärmenden Saison müssen beigezählt werden. Wir haben das erste große Concert der Gesellschaft der verehrlichen Musikfreunde im Saal, soeben das erste philharmonische Concert, welches Karl Eder leitete, und schließlich die beiden ersten Abende des Hellmesbergerischen Quartetts. Organ den Versuch, Richard Wagner'sche Musik durch Versöhnung von Quertönen dieses Componisten bei uns einheimisch zu machen, haben wir uns schon zu wiederholten Malen ausgesprochen. Die dreiereichlichen Musikkreise haben bereits im vorigen Winter die Quverture zum Tannhäuser aufführen lassen, und diese Production erfuhr sie von Seite des Publicums eines — wie gesagt — sehr zweideutigen Erfolges; in dieser Saison war es — wenn wir uns nicht täuschen — die Quverture zum Rienzi, welche aufs Tapet gebracht wurde. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß Wagner's Stärke nicht im Aufbauen großer Instrumentalfälle liegt, sondern in der Behandlung des rein Dramatischen, und daß man daher diesen wunderlichen Meister jedenfalls einen sehr zweifelhaften Dienst erweist, wenn man ihn einseitig in der Eigenschaft des reinen Musikers auftreten läßt. Von dieser Seite bietet Wagner zu auffallende Blößen dar, als daß sie selbst der oberflächlichsten Betrachtung entgehen könnten, während die Würdigung seiner musikalischen Dramen mehr Kopfbrechen und ein tiefes Eingehen in die intimsten Fragen der gesammelten Kunst erfordert. Mit unigen Freude begreifen wir dagegen die Streichungen, welche darauf abzielen, den Werken des reichbegabten aller jetzt lebenden Tonsetzer auch in Wien die verdiente Anerkennung zu verschaffen, welche sie in der Mutterstadt der modernen Musik so lange haben entgehen müssen. Wir können natürlich keinen andern Componisten meinen, als Robert Schumann, den trefflichsten und vielleicht nur allzu fruchtbaren Tonkünstler, der seit Mendelssohn's frühzeitigem Heimgang fast allein noch in Deutschland Würde und überreicher Triebkraft der in neuerer Zeit so vielfach geschmähten und herabgezogenen absoluten Musik repräsentirt. Vermuthlich wird es der künftigen und Vervoll-

ligen eine gute Anzahl geben — welche dafürhalten, daß die Weisheitsacht, welche Schumann seit kurzem in so beklagenswerther Weise brüchelt, gleichsam nur die persönliche Anerkennung und Beilegung des Wahnsinns sei, der schon seit Anfang seiner künstlerischen Laufbahn in den Tönen des Meisters sein unheimliches Wesen treibe. Ist man doch von mancher Seite unschuldig genug gewesen, einen beträchtlichen Theil von den Tonschöpfungen Beethovens, die man ganz einfach mißverständen und mißkannt hat, auf Rechnung der Taubheit ihres Urheber zu setzen, als ob Meghismus, Melodie und Harmonie der inneren Phantasie des Musikers ungewöhnlich wären, als ob es nicht in Tönen dichtete und dächte! Der Homer haben die Götter, wie die Sage meinte, mit Blindheit geschlagen, und die Welt erblüht schöner und farbenreicher in seiner Phantasie, als er sie je mit leidlichen Augen gesehen hatte. Wäre aber die Taubheit Schöpfers solcher grandiosen Werke, wie sie Beethoven in seiner letzten Periode geschaffen, so würde man nicht ohne triftige Gründe über zeitweiligen Mangel an Taubheit in der musikalischen Welt bitter zu klagen haben.

Um wieder auf Robert Schumann zurückzukommen, so fließen die Wunderlichkeiten, die seltsamen Ansprüche und Verwickelungen, denen wir in seinen Werken ziemlich häufig begegnen, mehr aus den frohigen Ecken und willkürlichen Berechnungen des Verstandes, als daß sie sich selbst unklaren Dränge des Genies. Die Unklarheiten sind vielmehr gemein, sie sind ein berechnetes, ein ausgelegelltes Chaos. Wo der Genius unmittelbar schöpferisch durchbricht, da ist Schumann immer schön und klar, wie die künstlerischen, die gemachten Stremschnellen find wir und trübe. Schumann erinnert zu sprechend an eine verwandte Erscheinung auf dem Gebiete der Poesie, als daß wir unterlassen könnten, derselben mit einigen Worten zu gedenken. Wir meinen Friedrich Hebbel, der als der vorzugsweise interessante Dramatiker unserer Zeit dem vorzugsweise interessanten Symphoniker Schumann wohl an die Seite zu stellen ist. Bei Jenem wie bei Diesem finden wir das artistische Vermögen des Verstandes auf die raffinierteste Weise ausgebildet, so daß es uns jenseits schwer wird zu unterscheiden, wo die ungetriebene künstlerische Bildungskraft ausbricht und die Thätigkeit des nachtornen Verstandes die Rolle des creator spiritus zu übernehmen beginnt. Hier wie dort der gleiche Kampf gegen vergehende Formen und Anschauungen, hier wie dort der gleiche Kampf gegen vergehende Formen und Anschauungen, die gleiche grübelnde Dialektik, die gleiche feberhafte Eut, das Innerliche zu fagen und die Dinge an den Kopf zu stellen. Während diese Eigenheiten Schumanns, dem Wesen der Kunst entsprechend, sich nur in der musikalischen, verständigen Musikanalyse sich entsprechend heraus offenbaren, liegen sie bei Hebbel, dem durch Obdenk zugänglichen Dramatiker, wie Hebbel und Schumann sind auf den Gebieten der Kunst und Poesie die entsprechenden Repräsentanten einer Zeit, in welcher aus guten Gründen die Kraft unmittelbaren Schaffens, die nur selten mehr und gleichsam hoffweise unterbrochen, von der Thätigkeit der Reflexion überwacht und überwachen ist.

Wenn durch Verführung Schumann'scher Compositionen der Musikverein und das Hellmesberger'sche Quartett nach Vermögen thätig gewesen, die Zöllschranken, welche Unkenntnis und Vorurtheil zwischen nord- und süddeutsche Musik gezogen, niederzuweisen, so erinnerte das erste philharmonische Concert durch die Aufführung von Beethovens C-moll-Symphonie an unsere klassischen Tonwerke, welche der lebendige Grundstöß unfers musikalischen Dichtens und Trachtens sein und bleiben müssen. Capellmeister Götter, welcher dieses Concert veranstaltete und dirigirte, trat damit zum ersten Male in Wien außer seinen amtlichen Functionen auf. Wir haben diesen Künstler schon früher aus seinen geistreichen Compositionen kennen und von seinem dem Classischen jugendlichen Violin- und Clavierspiel haben wir nur das Günstigste gehört. Als wir ihn wiederum Epistemonem im Theater nach dem Räntheurtheile die Aufführung von Spontini's Herbrand Götter leiten haben, einer Oper, die er mit emstigen Fleiß neu einstudirt hatte, trat er zu uns auch als unwiderstehlicher und energischer Dirigent entgegen. Seinem ersten Concerte haben wir leider nicht beigewohnt, so wie aber von Sachkundigen hinterbracht worden, soll in Wien, seit der selbe Nicolai den Dirigentenposten niedergelegt, keine Orchestreproduction mehr erlebt worden sein, die mit ähnlicher Klarheit und Sicherheit vor sich gegangen wäre. Herr Götter hat aber auch keine Mühe gescheut, und die sechs Proben, welche er auf die C-moll-Symphonie voll verwendet haben, klingen wie eine halberhellene Nacht, wenn man bedenkt, daß im vorigen Winter die größte und schwierigste Symphonie, die Beethoven'sche neunte, nach drei Proben zur Aufführung gelangte. Wir wünschen im Interesse der Kunst, daß die philharmonischen Concerte einen ungehörten Fortgang nehmen und die Vermuthungen des energischen Unternehmers durch warme Theilnahme von Seite des Publicums belohnt werden mögen.

(Schluß folgt.)

Literatur und bildende Kunst.

— Aus der literarischen Anstalt in Frankfurt a. M. werden in kürzester Zeit mehrere bedeutende Verlagsartikel hervorragen. Man nennt darunter, einen neuen Roman von Gustav von — Die „Lactancia“, ferner „Volsora“, eine metaprosische Eberfassung aus allen Zeiten und Völkern, von dem trefflichen Nachbildner des Hoses, dem geist- und gemüthvollen Damer.

— Der Roman „Atroja“ von Theodor Mügge, welcher in der unter Otto Müllers Leitung bei Meißner in Frankfurt a. M. herauskommenden „Bibliothek deutscher Originalromane“ erscheint, ist von Edward von Meritis ins Englische überetzt. (Atroja: a Norwegian and Lapland Tale; or: Life and Love in Norway, translated from Theodore Mügge) Das Londoner Athenäum sagt darüber: „Die dem Werke vornehmenden Beschreibungen nordwestlicher und lappländischer Zustände sind fast etwas zu zahlreich und zu lang, aber sie sind klar und graphisch ausgeführt, und es knüpft sich in der That eine Art von romantischem Interesse an diese wenig bekannten Regionen.“

— Ueber die im Münchener Hoftheater vor Jahrtausend geschehene Aufführung von „Mose und Aäon“ schreibt Jemand folgendermaßen in ein Frankfurter Blatt: „Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen über dieses erbärmliche Nachwerk referiren soll. Das Stück der „hühnenfunden“ Verfasser erlebte ein Fiasco, es ist hier wohl nicht größer vorgekommen. Wenn sich doch nur die deutsche Kritik endlich bogen verstehen würde, die gleichworne Freiheit aller Poesie und aller Wissenschaften und ihren Vertheilung, aus der Erinnerung der sogenannten Bühnenfunden! hinauszuheben. Das ist eine Bühnenfunde, wie man etwa einen Kanibalerer der sich mit Pfaffen und Knechten umgebenen durch aller Herren Länder schlägt, landesfremd nennt. Doch trösten wir uns, es geht auf eine ganz anständige Weise in der Meinung des Publicums abwärts mit der Frau Vuch. Dießmal wurde sie in ihren räuberischen Szenen im vierten Act ganz heiter ausgelacht.“

— In Hamburg gibt die daemische Bewegung, deren Zweck Aufrechterhaltung des germanischen Elements durch die Sprache ist, wieder ein Lebendiges. Auf den 24. December hat die literarische Gesellschaft „De Taal is geboel et Volk“ in Gent alle literarischen Gesellschaften der beiden Hamburg zu einem Conferenz zusammenzurufen.

— Der frühere Secretär des kaiserlichen Comités, Gallet de Culture, hat einen Band: „Le czar Nicolas et la sainte Russie“ (Paris, bei Lecou, 10, Rue du Boule), herausgegeben, von dem das Journal des Debats jüngst meldete: „Dieses Werk hat sein Erfolg, der im Buchhandel Epoche machen wird; es ist so geschickt, daß sein Absatz an das Buch des Herrn v. Guine gemahnt.“

— Unter dem Titel „Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Pflege“ ist in Leipzig bei Breitkopf und Härtel, 572 S. (gr. 8.) ein neues musikalisches Compendium des Prof. M. Ar erschienen. Es ist nach dem allgemeinen Plan angelegt und zerfällt in 11 Abschnitten. Es ist das vollkommenste und die Vollständigkeit der Darstellung ist so hoch, daß man auf der Uebersicht der einzelnen Abschnitte, wie folgt: „Das Buch und sein Lebenskreis, Kunst, Tonkunst und ihre Factoren, Leben der Musik, Gegenwart, Zukunft, Begriff und Aufgabe der Musikbildung, Kunsttheorie, allgemeine Anlagen und ihre Entwicklung, Musikanlagen und ihre Entwicklung, Geschichtlichkeit und ihre Entwicklung, Bildungsperiode, der Lehrer und sein Werk.“ — Man wird auf dieser Uebersicht erkennen, daß das Werk als eine vollkommene Mestheit der Tonkunst angesehen werden kann.

— Die präventive Halbinsel hat in dem Biscione d'Almeida Garrett einen ihrer größten Dichter verloren. Biscione, Mitglied der Academie, früher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wird im ganzen Lande tief empfunden, die Nation wird seine hinterlassene Luchter adoptiren. Die vorzügliche Presse, die sein Hingehen meldet, trägt Trauer. Gines seiner bedeutenden Werke ist das romantisch-humorige Epos „Donna Branca“.

— Die Verlags-Buchhandlung Heubach in Jena kündigt „Erläuterungen zu den deutschen Classikern“ an. In einer Sammlung selbstständiger Abhandlungen soll zunächst die Entstehung der einzelnen Werke und der zu Grunde liegende geschichtliche oder sagenhafte Stoff dargestellt, sodann die das Ganze durchziehende und tragende Anschauung nachgewiesen, die künstlerische Gliederung und Entwicklung der einzelnen Theile der Dichtung gewahrt werden, wobei auch die Erklärung dunkler Stellen herbeizuführen werden soll. Gelehrte und Vielwandel werden von Stuttgart in Köln, Klopstock von Jümmernann in Worms, Schiller von Gießen in Bern, Lessing von Hildesheim in Herford bearbeitet werden. Das Werk erscheint in Lieferungen von 8 Bogen zu 1 Sgr. Hermann und Dorette wird den Anfang machen.

— Von den Frankfurter Localitäten des G. H. A. Haller's ein erscheint bei Sauerländer demnach eine vollständige Sammlung.

— Seit kurzer Zeit erscheint in Baden eine populäre homöopathische Zeitung zur Aufklärung der Laien über Wirksamkeit und Wesen der Homöopathie. Redacteur ist der homöopathische Arzt Dr. B. Wille. — Die ungarische Literatur erhebt eine neue hellste Woche: schrift unter dem Titel „Párhuzamos évek“ (Parallele der Zeiten). Die Redaction führt Albert Szabó. Ferner erscheint zu Zeit in einer fernwunden Monate eine ungarische Bibliographie. Als Redacteur wird Kertész als Herausgeber Julius Szemwald genannt.

— Ueber Alexander Dumas wird jetzt in den verschiedenfarbigen Blättern der Vende und Bretagne ein wahres Kreuzkreuz eröffnet, um den Glanzen an seine literarische Verantwortlichkeit zu erheitern. Die Franzosen haben sich gegen den Geist der Geschichte verblüdet, wenn sie ihm je nach dieser literarischen Dichtung tragend eine Bedeutung beilegen. Man schiebt jetzt vom Jahre 1533 sein Buch „La Vende et Madame“ hervor, das er

unter fremdem Namen in die Welt schickte und in dem er Maurice Duval verächtigte, daß er es bei der Verhaftung des Herzogs von Berry an den schuldigen Gewissensfaden haben lassen. Seine „Mémoires“ im „Mon-
oniteur“, in denen er jene verächtliche Verleumdung nicht berichtigte, infolgedessen eine Anzahl von Angriffen gegen seinen Charakter und bringen überdies wieder alle Gerüchte von seinen interessanten Compagnie-Affären in Umlauf, die jedenfalls den Credit seiner Firma etwas beschädigen werden.

— Mit dem Jahre 1854 endete die Zeitschrift „Carinthia“, ein Beiblatt der Klagenfurter Zeitung. Sie war seit 1811, also 44 Jahre lang, erschienen und zwar durch ein volles Dritteljahrhundert (1816 bis 1850) unter der Leitung des einen und desselben Redacteurs, Herrn Simon Martin Mayr.

— Professor Hermann Hettner's „Griechische Reisebilder“ sind jetzt unter dem Titel „Athens and the Peloponnese“ ins Englische übertragen worden. Die Londoner Kritik nennt sie die lichtvollste und wissenschaftlichste Darstellung von Athen und dem Peloponnes, die in neuerer Zeit erschienen.

M i s c e l l e n.

H. (Neben den Wasserstand des Wienflusses.) Die seit zwei Jahren von mehreren Meteorologen ausgeführten Messungen des Wasserstandes des Wienflusses geben im Vergleich mit gleichzeitig ausgeführten Beobachtungen der Lufttemperatur, so wie des Barometers, verlässlich aber mit den atmosphärischen Niederlagen von Regen oder Schnee in Wien, respective im Quellgebiete des Wienflusses, sehr beachtenswerthe Resultate, deren practischer Nutzen, abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe desselben, nicht zu verkennen ist.

Der Wiensfluß ist bekanntlich, wie viele Gebirgsflüsse, den größten Theil des Jahres auf sehr geringen, der Ausfluthung nach Wasserhau befähigt und nur noch länger andauernden Regnen, besonders nach Gewitterregen im Sommer und Thauflüssen beim Schmelzen des Schnees, in die Wassermenge desselben bedeutend, welche aber, wie bekannt, oft plötzlich abnimmt. So war die große Ueberschwemmung am 18. Mai 1851, welche eine große Anzahl Brücken theils beschädigte, theils ganz wegris, die Folge eines 12tägigen Regens, nach welchem sich das Bett des Wiensflusses über 15 Fuß mit Wasser füllte.

Es genügt hier nur anzuführen, daß die Dauer und die Masse des gefallenen Regens genau mit der Wasserhöhe der Wien übereinstimmt. Es ergiebt sich, daß das oben mehrbündigen Regen im Sommer, welcher die stärksten Regengüsse liefert, die Wien fast in 5 bis 7 Stunden 3 bis 5 Fuß über den durchschnittlichen Regen erhält, während im Winter der Regen noch durch mehrere Stunden in gleicher Stärke andauern würde, wenn der doppelt so hohe der Fluss regnen ließe. Bei Thaufrösten im Winter und im Frühjahre ist das Verhältniß ein anderes, und in dabei die einflussnehmende Höhe der Temperatur in Rechnung zu bringen.

Es ist daher im Bereiche des Allgäuer, bühnen, Alpen, sowie im Hochgebirge — wenn man das ganze Gebirge als einen zusammenhängenden Körper betrachtet — zu erwarten, daß die Regenfälle, welche im Sommer und im Winter fallen, sich in der Menge und in der Dauer unterscheiden werden.

Es liegt also gewiß im praktischen Interesse, daß die bisher gemachten Messungen der Höhe des Wienflusses auf eine bequemere Art als bisher ausgeführt und fortgesetzt werden könnten.

Die Messungen wurden nämlich bis jetzt mit einem Zollstabe gemacht, welche bei der häufigen Veränderung des Niveaus des Flussbettes sehr erschwert werden.

Diesem Uebelstande wäre damit abgeholfen, wenn z. B. an der neuen steinernen „Elisabethbrücke“ eine Scala Pegel angebracht würde, um daran das Fallen und Steigen des Wassers bemerken zu können.

62 [Statistik der Selbstmorde in Frankfurt]. Nach der
von Juliusmünchinger veröffentlichten statistischen Tabelle der Selbst-
morde in Frankfurt vom Jahre 1821 bis 1841 ist die Zahl
durchschnittlich zunehmend gewesen 1826: 16, 1830: 17, 1834: 19,
1838: 20 Selbstmorde vor. Die Zahl der konträrrierten Selbstmorde in
Frankfurt während 27 Jahren ist 71,418. (Zita f. Wies.) Obwohl keine
geringe Anzahl, die Motive zum Selbstmord sind häufig sehr schwer
zu errathen, da sogar seine Daten und nicht selten falsch verliegen. Wir
rühmen da nur an eine Arbeit von Prietze de Voismont, welche
von ihm im Jahre 1853 veröffentlicht wurde, worin der treffliche Beobach-
ter zu beweisen sucht, daß selbst die hinterlassenen Briefe der Selbst-
mörder sehr häufig der Wahrheit ganz entgegengehet sind. Der Mensch
ist im Tode noch schöner sein, als er es wirklich ist. 31 derartige
Autographen hat Prietze de Voismont gesammelt, welche die Huchel-
schlechte klarste Licht setzen. Das auffallendste Beispiel von Verleumdung zeigt
ein hiesiger Frankfurter Brief: „Ich kann meine Leidenschaft für eine der-
esthetische Kunst nicht bekennen, die eben so als hingebend in, unterliegend
der der höchsten Wissenschaft, sie nicht mehr zu leben. Warum
sollte ich die Intimität der Ehe durch die gesellschaftlichen Conventiunen so falsch
eingestrichelt sein? Jede Wunde in mein Leben ist nicht zu heilen.“
Sogar dieses Selbstmörders war eine gewöhnliche Prostituirte, die ihrem
Berufe nicht entgehen wollte, was die Donnanier empfand hatte. Man
sieht die Leidenschaft so mancher Menschen, sich interessant, wichtig zu
machen; ja in Jedem ist sie vorhanden, nur mehr minder durch den Verstand
der Geringelgigkeit des Willens befeuert, nicht so mächtige als diese,
treibt sie den Mensch zu Genußsücheln. Wir wollen an so manche Selbst-
mörderungen u. dgl. erinnern. Der erzählt noch einen sehr schrecklichen hieher
gehörigen Fall. Ein junger Mensch schreibt, daß er von Unbekannten an-
gefallen, bestraft. Oß zu nehmen genöthigt und dann ins Gefängniß geworfen

wurde. Man liebt, glaubt, bedauert. Die Polizeiuutersuchung aber zeigt, daß der Briefsteller ein Hausknecht und Schlemmer war, der in der Verzweiflung seines Herabgekommenenseins, seiner Schulden, sich das Leben nehmen will. Er will aber mit Effect die Bühne verlassen, sich interessant machen: er stürzte sich ins Wasser, stieg dann heraus und vergiftete sich.

6. [Kleine Hände der Gottentoten.] Dr. Krichbaum erzählt etwas über die Gottentoten, was vielleicht für unsere Damen nicht von geringem Interesse ist. Er sagt, nachdem er gebildet, wie stiefmütterlich die Mutter Natur die Gottentoten und ihre schöneren (?) Hälften in Versehen am Körperbau und Geistesbildung bedacht hat, folgendes: „Man siehe nur wie viele Gäßchentreue einmüthigen an einträchtigen, daß die Natur ihnen die allernehmlichen, kleinsten Hände und Füße gegeben, welche die eleganteste Welt sich nur wünschen konnte. Schöne und Handfüße für europäische Kinder von 9 Jahren (!) tragen erwachsene Gottentoten mit größter Bequemlichkeit.“

Ueber die actiellen Erfolge der verschiednen Drainir-
[sisteme] während der letzten Jahre wurde zu Anfang Decembers in
der Versammlung des London Farmers Club verhandelt. Die Frage war haupt-
sächlich, wie tief und wie weit auseinander die einzelnen Traubenreihen
gelegt seien. Man kam dahin überein, daß in Betreff der Tiefe der Traubenreihen
die Erfahrungen des Bodens nachgehend sein müßte. Hr. Stanton sagte: be-
sonders in den niedrigen Lagen des Wassers war bis in eine gewisse Tiefe durch-
dringung nöthig, und diese Tiefe sollte mit der Reimung der Reben, die niedrigen
intelligenten Anbauern sei die Meinung, daß die niedrigen Lagen, die niedrigen
Biesen anders behandelt werden müßten, als hochgelegene. Diese
sind wieder anders als Ackerland. Seine eigenen Beobachtungen brachten
ihn jedoch zu dem Schluß, daß es nicht möglich sei, Weizenland trocken zu
legen. Denn er habe eine Ausnahme und besonders in dem letzten trocknen
Sommer und Herbst gefunden, daß sowohl bei hoch gelegnen Weiden wie
niedrigen Biesen die Vandränen, welche durch tiefe, nicht gezogene Kähnen
am besten drainirt wären, diejenigen seien, welche bis tief in den Gerbi-
schen das frische, kaffige Grün gezeigt hätten. Dr. Johnson machte
den Vorschlag, daß das bei den Traubenreihen Ackerland abgelassene Wasser
verfüllt in höherer Lage abgeleitet werden könnte, indem dasselbe die Tümpel
mit sich führe, besonders aber chemisch die Eigenschaften des Wassers,
welches von mit Oxane gebundenen Salzen abließ, den starken Tümpeln
dieserlei Harz erwirke.

„Normannen in Dänemark! Auf ständischer Weise hat befehligt die Normenmacht einen feindlichen Zug ausführen, besonders aber in Dänemark. Aus Dänemarks (Südseite Norwegens) klagt man vom 11. Nov. v. J., daß der Normenismus sich gar zu viele Opfer in Dänemark verlangt hat. Neulich haben auch die Dänen an Schweden appellirt. Allem aber auf der Insel Aland und in der Nordhälfte Jütlands, dänisch-normannische Sympathien für das Normenenthum gewonnen, ungeachtet der verurtheilten Polygamie am großen Saltsjö. Auf der Nordseite Jütlands hat der Normenismus die größten Fortschritte gemacht. Nur diesen neuen Normenismus gibt es heute nicht! In ganz Dänemark, die fest zu glauben scheinen, ist die Meinung sehr wenig reine. Alle die Hellenen der letzten Tage. Sie scheuen daher keine Mühseligkeiten, seine Gefahren, und wer ihnen verfallt, welchem traurigen Loos! Sie in ihren feinen Büsten Nordamerica's entgegengebracht, dem antworten sie: Wir geben den schwachen Jüngling, zum Rehen überhast.“ Ob sich selbst die Frauen, trotz der Vielweiberei, die in Uth herrscht, noch sanftere als die Männer.

[Die Nachbarn kamen im Congress der Vereinigten Staaten.]
 Herr Smith, ein von allen Parteien geachtetes Mitglied des Congresses aus
 Washington, richtete im Herbst 1851 eine Adresse an seine Wähler, worin
 er die folgenden Worte äußerte: „Als ein Freund der Mäßigkeit werde ich
 mich nicht unanständig an der Freiheit der Meinungen betheiligen, welche
 alle unternimmt nachlässigen Zügelungen so lang und weit auszu-
 deuten, als der Congress dem Præsidium weniger und der Mäßigkeit mehr er-
 laubt.“
 Ich wird. „Ich war während eines Theils der Nachdriftung, in welcher die
 Entscheidung über die Nothwendigkeit erfolgte, gegenwärtig, und bin niemals
 durch einen größeren Trübsinn getrieben, als bei dieser Gelegenheit.“

(Ein merkwürdiger Geisbald.) Nach einer Mitteilung im *Morning Chronicle* fand unlängst in Storrington in England ein Geisbald der seltensten Art, Namens William Fiedl, 72 Jahre alt. Er war niemals verheiratet und hatte auch keine anderen Verwandten, als zwei Schwestern. Sein Geis ging so weit, daß er sich das Notwendigste besorgte, düttes sich kammerte, um sich damit einzukleiden, und wenn man ihm Fleisch oder mehr als 6 Pfennig, diese an tragend einen Garsch verkaufte. Er gab nicht die Kunde von einem Jager um andern, indem er sich kein große Armut erlaubte. Er harr auch auf dem Fieße, seinem Flecken fand man in einem Gemache, dessen Fenster der Geisbald sich selbst geöffnet und mit altem Zeug verstopft hatte, um der Aufmerksamkeit zu entgehen. Folgende Zahlen: 23.175 Jrl in 1860, 1375 Jrl in Santheliten u. i. w. im Ganzen 5,000 Jrl. Außerdem besaß Fiedl zu Thatcham Grundbesitz im Werth von 50,000 Jrl.

[Walter Scott's Kutscher.] Vor Kurzem starb in Abbeysthorp in Glednburgh, in dem Alter von 85 Jahren, Walter Mathieson, der 30 Jahre lang Kutscher des Walter Scott und Schwager seines treuen Dieners am Budee war. In Keiths Biographie seines Schwiegervaters geschieht nicht selten treuen Menschen vielfach Erwähnung. Als der große Novellist ein Vermögen verlor und seinen Wagen abhassen mußte, ließ Walter Mathieson mit philosophischem Lächeln vom hohen Kutschenbock herab und wurde lieber, was er vorher gewesen, ein einfacher Bauer, der hundert Pfunde ertrug.